Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 6

Artikel: Der Dieb
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635783

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ehe man es sich versehen hatte, war es Abend geworden. Glühendes Rot lag auf den Alpen. Von den Weiden kam ein leiser Herdenglockenton herüber. Es war Zeit, daß man in der Wirtsstube einen Augenblick die Fenster öffnete. Denn der Qualm aus Stumpen und Pfeifen hatte sich zu dichten Schwaden gesammelt.

Gottlieb hätte heim sollen. Aber heute dachte er nicht streng daran. Im Dämmer seines Oberstübchens rief einer halblaut: „Heute kann der Hansdavid wohl einmal selber im Stall sein!" Daß das ein kleines Teufelchen gerufen, daran dachte der Gottlieb nicht. Im Gegenteil, denn das leise Rufen hatte so einen süßen Beigeschmack; etwa wie wenn eine ferne Glocke läutet und man steht dicht neben einem Rosenstöcklein. So blieben sie eben. Denn das Lisebethli hatte den ganzen Tag frei.

Um halb ein Uhr gingen sie fort. Der Gottlieb dachte nicht mehr an sein Velo. Das stand drunten im Kellergang, ungestohlen und ohne Heimweh.

Sie gingen, ohne es abzumachen, gegen das Haus, wo Lisebethli diente. Manchmal standen sie still und küßten sich wortlos.

Wie sie nahe beim Hause waren, fing Lisebethli merklich an zu zittern, als hätte es ein heimlich Fieber. Aber der Gottlieb spürte es nicht, trotzdem er dicht neben ihm schritt.

Der zunehmende Mond ließ ein leises, silberiges Licht in das Tal rieseln. Zuweilen schoß ein Stern herab.

„Das bedeutet Glück", meinte Lisebethli und lächelte. Aber der Gottlieb hörte es kaum. Ihm war eigen zu Mut.

Am Morgen wanderte Gottlieb heim.

Eben ging die Sonne auf, als er daheim ankam. Eine Amsel schlug im Busche neben dem Weg. Die Kirschbäume blühten. Zwei Katzen sprangen über die Matte.

Der Knecht ging gleich in den Stall, den Morgendienst zu verrichten. Der Hansdavid war längst da. Aber er sagte nichts. Nur so einen Blick gab er dem Gottlieb, daß der wußte, daß er ungut gehandelt, so spät heimzukommen. Eisi sagte auch nichts. Aber als es dem Gottlieb das Morgenessen herrichtete, zerschlug es aus Versehen eine Tasse. Das war das erste Geschirr, das Eisi in der Haushaltung des Hansdavid zerbrochen hatte.

Zwei Monate nach dem Tanz kam ein Brieflein von Lisebethli an den Gottlieb. Der machte, als er es gelesen hatte, vier Tage lang ein kurioses Gesicht. Sie merkten es, die andern. Aber sie wußten nicht, was es war. Es war auch besser so. Der Gottlieb wußte es.

Zwei Wochen darauf redete der Knecht mit seinem Meister. Vom Heiraten sprach er ihm. Er müsse, es pressiere zwar noch nicht, aber es wäre besser, gleich zu verkünden, bevor alle dummen Tratschleute ihre ellenlangen Mäuler vollgenommen hätten. Und ob er gleichwohl dableiben könne, das fragte er noch.

Potz tausend abeinander, da kam er schön an. Was er eigentlich denke, polterte der Hansdavid los. Das wäre ihm ein nettes Verhältnis das. Er hätte den Hof nicht genommen, um für seine Diensten eine Kinderstube einzurichten. Denn das sei an den Fingern abzuzählen, daß es nicht bei dem einen Kinde bleiben werde. So ein schüssiges Meitli, dem es nach einem vertanzten Tage nicht darauf ankomme, mit irgend einem hergelaufenen Knechtlein die Nacht zu verliederlichen, dem sei allweg in dieser Richtung nicht das beste zuzutrauen. Schließlich brächte ihm auch noch das Eisi einen Mann auf das Höflein, wo dann die gleiche Geschichte losgehen würde. Und am Ende wäre er, der Herr und Meister, noch gezwungen, in der Scheune zu schlafen vor lauter fremden Leuten.

„Wer eine Suppe einbrockt, soll sie auch ausessen!"

Damit ließ er den Gottlieb wie einen Oelgötzen mitten in der Stube stehen und ging hinaus.

Der schlich schließlich mit einem unterdrückten Fluche zwischen den Zähnen hinaus, gegen den Holzschopf zu, wo er mit der Axt ein gewaltiges Tütschi auseinanderschlug. Dann spaltete er die Scheiter klein und legte das Beil hierauf weg. Sichtlich erleichtert lehnte er an die aufgeschichteten Spälten und überlegte.

Vier Tage lang sagten sich der Meister und sein Knecht rein gar nichts, kein Sterbenswörtlein gönnten sie sich. Zwischen den Schweigsamen schwieg Eisi.

Derweilen aber war es dem Hansdavid plötzlich eingefallen, das Eisi näher zu betrachten. Das hatte er bis zur Stunde noch nie getan. Nur so wie einen Schatten hatte er es bisher durch die Küche geistern sehen. Das Eisi machte einen guten Kaffee, das war richtig. Und das Hauswesen war in mustergültiger Ordnung. Die Schweine machten sich punkto Mast, und viel Geld verlangte Eisi nicht für seine Einkäufe. Der Hansdavid war mit seiner Jungfer zufrieden. Ei ja, zufriedener als mit dem Knecht. Das Eisi machte auch keine dummen Streiche. Nun sah aber der Hansdavid plötzlich, daß es auch hübsch war, das Eisi. Das war für den Bauern ein Erlebnis. Er verdaute lange daran. Er traute sich kaum mehr, seine Jungfer anzuschauen. Zu dumm! dachte er verstohlenerweis, da hat man ein ordentliches Höflein, hat neun Kühe im Stall und einen blanken Batzen auf der Kasse. Und weit im Umkreise gucken die Meitli mit leckeren Gesichtlein nach dem häbigen Bauern auf dem ausgezahlten Hofe. Von allen Högern herab winken sie ihm, auf den Tanzboden darf er schon gar nicht mehr gehen, denn gefressen würde er vor Liebe. Aber das alles ficht ihn nicht im geringsten an, und er verliebt sich derweil plötzlich in seine Jungfer. So dachte der Hansdavid. Aber ein verdrossenes Gesicht machte er dazu. Wenn er heimlich glücklich war, machte er stets ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter.

„Und punktum!" sagte der Meister plötzlich beim Abendessen. Die anderen schauten verdutzt auf. Aber er tat nichts dergleichen, stand auf und zündete einen Stumpen an.

An diesem Abend hielt der Hansdavid um die Hand Eisis an. „Recht amerikanisch" sei es zugegangen, sagten die Nachbarn, schnell, Knall auf Fall habe da versprochen werden müssen. Als ob sie dabei gewesen wären, taten sie, die Laffen. Mit dem jungen Glück des Bauern kam ein eigen Leuchten ins Haus, malte einen rosa Schein auf alle Wände und ein leises goldenes Glänzen zuoberst aufs Dach.

Und es kam ein Tag, wo der Bauer seinem Knecht mitteilte, er dürfe sein Lisebethli heimführen und dann dableiben. Platz hätten sie allweg schon. Und er hätte sich wohl erkundigt: das Lisebethli scheine ein anstelliges, freundliches Meitli zu sein. Die Hand reichte der Hansdavid seinem Knechte und sagte: „Glückauf!" Daß das Eisi hinter dem Handel und der Gesinnungsänderung sei, das sagte er nicht.

Just zu Weihnachten bekamen sie einen Buben, der Gottlieb und das Lisebethli. Alles ging gut vorüber, und der Hansdavid wurde des kleinen David Gottliebs Pate.

Als es lenzte und die Amseln sangen, krähte ein rosiges Menschenkindlein erste, lallende, unverständliche, süße Laute in den Wind. Ueber sein Wägelchen lehnte mit glückseligem Lächeln eine junge blonde Frau. In der Küche hielten zwei einen Augenblick die Hände ineinander, dann gingen sie, zu werken. In der Scheune aber hantierte Gottlieb, der Knecht, und das Summen, das von seinen Lippen floß, kam tief aus dem Herzen. Denn des Bauern Knecht war des Glückes Meister geworden.

* * *

Der Dieb

Ibrahim Hassan ging eines Tages in seiner Heimatstadt Bagdad in einem Park spazieren. Er hatte die Stätte seiner Kindheit wieder besucht und feierte Erinnerungen an die Tage der Jugend. Zufrieden und voller Wohlbehagen setzte er sich auf eine Bank und freute sich des goldenen Sonnentages. Er war unscheinbar und bescheiden gekleidet, wie es seine Gewohnheit war, denn er liebte trotz seines großen Reichtums den Luxus und die Pracht der Kleider nicht.

Wie er so geruhsam dasaß, stürzte ein Greis wie gehetzt zu der Bank und warf sich atemlos darauf. Dann stöhnte er auf und sagte in abgerissenen Sätzen:

„Ich kann nicht weiter — die Polizei ist hinter mir her — sie wird mich ins Gefängnis werfen — mein armes Enkelkind —"

„Ins Gefängnis? Warum?" fragte teilnahmsvoll Ibrahim.

„Ach, warum — ich habe beim Fleischer ein Stück Fleisch gestohlen — für mein krankes Enkelkind — es muß kräftig werden — und ich habe nichts im Hause — kein Geld und keinen Bissen Brot — ich muß weiter — der Polizist ist hinter mir her."

„Ganz still! Bleib hier!" flüsterte hastig Ibrahim Hassan. „Hier hast du Geld für dein krankes Enkelkind — damit du nicht mehr stehlen mußt — es ist schrecklich — bleib aber ruhig sitzen — ich werde dich schützen. Ich bin auch alt und gering gekleidet . . ."

Sie sahen den Polizisten kommen, er heftete scharf seine Blicke auf die beiden alten Männer. Da sprang Ibrahim Hassan, wie von Angst erfüllt, auf, sah sich erschreckt nach dem Polizisten um und begann so schnell zu rennen, wie ihn seine alten Füße tragen konnten.

Kaum hatte der Polizist den eiligen Greis erblickt, als er zufrieden ausrief:

„Ah, da ist der Dieb! Warte, Freundchen, ich fasse dich schneller als dir lieb sein wird!"

Und nun rannte er aus Leibeskräften hinter Ibrahim Hassan her, der bald wieder langsam ging und sich den Schweiß von der Stirne wischte. Der Polizist packte ihn, als er herangekommen war, am Arm und sagte spöttisch:

„Nun, Alter, jetzt gehst du zum Schlächter und dann ins Gefängnis. Wir werden dich schon lehren, ehrlich zu sein."

Ibrahim Hassan erwiderte zuerst kein Wort. Als er weit entfernt vom Park war, so daß der alte Mann nicht mehr gefaßt werden konnte, fragte er ganz ruhig den Mann des Gesetzes:

„Warum läßt du mich nicht los? Was habe ich dir getan?"

„Bei Allah!" lachte der Polizist, „das ist mir mal eine Unschuldstaube! Weiß nicht, warum ich ihn beim Wickel habe! Ha, ha, da muß ich aber wirklich lachen . . ."

Inzwischen waren die beiden zu dem Schlächter gekommen, dem der Alte ein Stückchen Fleisch gestohlen hatte. Kaum hatte der Meister den angeblichen Dieb gesehen, als er klagend rief:

„Wen bringst du mir da? Was soll ich mit dem Bettler? Er ist nicht der Dieb. Vielleicht hat er auch gestohlen — das Lumpenpack nährt sich doch nur von fremdem Eigentum — ins Gefängnis wird er sicher gehören — aber mich hat er nicht bestohlen — der Dieb war kleiner und noch ärmlicher."

„Wie? Das ist nicht der Dieb?" fragte bestürzt der Polizist. „Wer ist er denn?"

„Frag seine Großmutter!" höhnte der Fleischer. „Vielleicht wird sie es dir sagen. Ich kenne ihn nicht."

„Wer bist du?" fragte barsch der Polizist den Verhafteten.

„Ich?" entgegnete ganz unbefangen der Verhaftete, „ich heiße Ibrahim Hassan. Hier ist mein Paß!"

„Wie? Ibrahim Hassan? Der Millionär? Der Wohltäter?" fragte sehr ehrerbietig der Schlächter. „Du bist Ibrahim Hassan? Ich habe von dir viel gehört — man erzählt hier von deinem Reichtum und deinen Wohltaten . . ."

„Warum ist dann der Herr fortgelaufen, als ich kam?" fragte sehr bescheiden der Polizist.

„Fortgelaufen?! Wer sagt, daß ich fortgelaufen bin?! Ich bin schnell gegangen, weil ich sonst zu einer Verabredung zu spät gekommen wäre. Von dir bin ich aber nicht fortgelaufen . . . Wer will mir vorschreiben, ob ich schnell oder langsam gehen muß?"

Der Polizist sah die Richtigkeit dieser Worte ein und kratzte sich verlegen den Kopf. Dann sagte er:

„Der Herr ist frei, und ich bitte ihn, mir zu verzeihen. Ich habe nur meine Pflicht getan."

„Ich bin dir nicht böse!" beruhigte ihn Ibrahim Hassan.

Der Meister aber fragte, als der Polizist gegangen war:

„Sagt mir, Ibrahim Hassan, war das vielleicht einer eurer berühmten Schelmenstreiche?"

„Ein Weiser fragt nicht, wenn er keine Antwort bekommen kann!" erwiderte Ibrahim Hassan und ging dann seines Weges.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny.

„Gut? Nicht gut? Das sind ja nur Worte. Keine Sache ist gut oder schlecht. Immer ist ihre Beurteilung abhängig von dem Menschen, der sie getan hat und von den seelischen Umständen, in denen er sich befunden hat. Sie meinen Becker?"

Sie senkte den Kopf. Er saß still und wartete. Er war wie ein Arzt, der die Krisis eines Patienten beobachtete. Es war nur Stille im Zimmer. Ganz verloren kam ab und zu ein Geräusch von der Straße, ein Nachtfalter flog herein, hing sich an die Lampe. Sein weicher brauner Leib war plötzlich ganz von Licht durchschienen. Man sah die feine Farbe von braun zu grau und ein wenig rostrot spielen. Die Beinchen von samtigen Haaren umschlossen. Man sah gleichsam durch den ganzen Körper hindurch.

Adda war zusammengeschreckt, als der Falter taumelnd herangesurrt war.

„Haben Sie Angst?" sagte Geninde lächelnd, „soll ich ihn heraustun? Aber sehen Sie doch, Fräulein Adda, wie hübsch er ist, man muß ihn nur genau betrachten. Wenn das Licht ihn ganz erhellt, dann ist er nicht mehr plump und ungeschickt. Dann ist er ein Kunstwerk der Natur. Und wie alles Lebendige sehnt er sich nach dem Licht, nach der Helle. Ob Mensch oder Tier, ohne das Licht, auch im Seelischen, können wir auf die Dauer nicht existieren."

Seine Blicke, ernst und doch nicht streng, lagen auf ihr. Sie fühlte wieder den starken Einfluß, der von diesem beseelten Gesicht, dieser etwas gramvollen Stimme zur ihr herüberströmte. Wie hatte er doch gesagt? „Ueber uns alle bestimmt ein Sinn, den wir nur ahnen, aber nicht ergründen können."

Sinnvoll war auch ihr alles auf einmal. Sie war töricht gewesen, sich allem diesem entgegenzustemmen. Ihre Furcht vor der Zeugenaussage, ihr Zorn gegen Mintheffer, das alles war nur an der Oberfläche gewesen. Darunter lag ihre Schuld an Becker. Wenn sie gegen Thomas Mintheffer feindlich geworden, wenn sie gegen Geninde aufbegehrt hatte, alles war nur Versuch, für eigenes Schuldbewußtsein andere verantwortlich zu machen. In allem lag Sinn. Geninde hatte wohl recht. Sogar dieser kleine Falter hier, der nun ganz still, wie erfüllt von Licht, an der milchigen Glocke der Lampe ruhte, er war nur Symbol. Man konnte nicht leben ohne Klarheit der Seele. Hier endlich konnte sie sprechen. Dieser Mann war durch vieles Leiden gütig geworden. Es war wie eine Beichte.

„Ich habe Ihnen damals nichts gesagt von Becker und mir, Herr Geninde, es war zwischen ihm und mir mehr. Ich habe ihn glauben gemacht, ich liebe ihn und wolle ihn heiraten. Ich weiß nicht, warum ich es getan habe. Es war nicht nur Spott, es war nicht nur, daß ich ihn quälen wollte. Ich wollte sehen, wie weit man einen Mann bringen konnte. Ich war damals noch sehr jung, und ich wußte noch nicht, was Leiden heißt. Aber mir war, als könnte ich es durch einen anderen Menschen erfahren."

Sie schwieg. Es war doch schwerer alles zu sagen als sie glaubte.

„Nun, und?" fragte Geninde, „sprechen Sie doch weiter, Fräulein Adda. Das erscheint Ihnen jetzt alles schrecklich grausam, nicht wahr? Aber Jugend ist immer grausam. Jugend ist grausam und Schönheit erst recht."

Es war, als wäre eine wortlose Verständigung zwischen ihnen. Gerade hatte sie an Beckers Häßlichkeit gedacht.

„Es reizte mich so, zu sehen, wie ein Mensch wie Becker sein würde, wenn er außer sich geriete. Ich sagte ihm, daß wir uns verloben wollten. Ich sehe es noch heute vor mir, es war ein Abend, wir waren spazieren gegangen, weit hinaus nach Klaushof zu. Dunstig war es, gewittrig, es waren nicht mehr viele Menschen im Walde. Alle fürchteten den Regen. Da sagte ich es ihm. Oh, ich sehe noch sein Gesicht. Es war so fassungslos vor Glück und auf einmal nicht mehr so häßlich. In seinen Augen war etwas Irres vor Glück. Da erschrak ich. Und als er

Fortsetzung Seite 141